



INTERVIEW MIT BISCHOF ARAMIK FESDJIAN

Ich freue mich, wenn ich ein Kreuz sehe!

Christsein im Nahen Osten – Bischof Aramik Fesdjian aus der Gebietskirche Hessen/Rheinland-Pfalz/Saarland, der in Ägypten, Griechenland, Libanon, Türkei, Zypern und gelegentlich in Marokko tätig ist, berichtet über seine Arbeit und über die Herausforderungen, mit denen man als neapostolischer Christ im Mittelmeerraum konfrontiert ist.

Bischof Fesdjian, Sie wurden im Libanon geboren, als Sohn rumänischer Eltern. Was hat Ihre Eltern Anfang der 1950er-Jahre in den Libanon geführt?

Nach dem Zweiten Weltkrieg sind meine Eltern aus Rumänien geflüchtet. Sie wollten sehen, ob sie sich im Libanon, der damals als „Schweiz des Orients“ galt, eine neue Existenz aufbauen könnten. Sie sind geblieben und ich bin dort geboren.

Sie haben die deutsche Staatsangehörigkeit. Fühlen Sie sich eher als Deutscher oder als Libanese?

Weder noch. Mein Vater – er war Rumäne armenischer Abstammung – hat mir beigebracht, offen zu sein für alle Menschen, für alle Völker. Er hat mich so erzogen, dass ich mich nicht an einen bestimmten Ort, an ein bestimmtes Volk gebunden fühle. Ich denke, das war gut für mich.

Sie sind selbstständiger Unternehmer. Wie lässt sich ihr Beruf mit Ihrer kirchlichen Tätigkeit vereinbaren?

Zum Glück habe ich verlässliche Mitarbeiter in der Firma. Sie wissen alle, dass ich in der Kirche tätig bin.



Manche sagen: „Geh' du beten, wir machen die Arbeit, das bringt Segen!“

In welchem der von Ihnen betreuten Länder leben Sie und Ihre Frau?

Unseren Hauptwohnsitz haben wir in Beirut und ein weiteres Domizil in Limassol auf Zypern. Wenn ich auf Reisen bin, ist es mir lieber, dass meine Frau in Limassol wohnt. Denn im Libanon hatten wir doch manchmal weniger schöne Erlebnisse. Es kam auch vor, dass der Flughafen in Beirut geschlossen war, dann kam ich nicht raus oder nicht wieder rein. Wenn meine Frau in Limassol ist, kann ich beruhigt reisen, denn ich weiß, dass sie in Sicherheit ist.

Sie sprechen viele Sprachen: Arabisch, Armenisch, Deutsch, Englisch, Französisch und Rumänisch. Offenbar fällt es Ihnen leicht, Sprachen zu lernen. Halten Sie auch Gottesdienste in diesen Sprachen?

Früher fiel es mir leicht, Sprachen zu lernen, jetzt geht es nicht mehr so gut. Ich habe versucht, Griechisch zu lernen, aber es gelingt mir nicht. Gottesdienste halte ich in Französisch (im Libanon), in Englisch und Arabisch. In Armenisch eher nicht, weil ich das kirchliche Vokabular nicht so gut kenne.

Wie viele neapostolische Gemeinden gibt es in den von Ihnen betreuten Ländern?

In Griechenland gibt es drei Gemeinden, in der Türkei zwei Gemeinden und eine Station, in Zypern die

Gemeinde Limassol, im Libanon die Gemeinde Beirut, in Ägypten die Gemeinde Kairo und in Marokko eine Gemeinde in Rabat, die überwiegend aus Afrikanern besteht. Die größten Gemeinden haben wir in Kairo und in Antakya in der Türkei. Die Gemeinde in Zypern ist leider sehr geschrumpft. Beirut hat durch den Krieg viele Mitglieder verloren, dann kamen neue, die auch wieder gingen. Aufgrund der Verhältnisse ist die Fluktuation sehr hoch, nur drei oder vier Geschwister sind noch dieselben wie vor 30 Jahren.

Empfinden Sie Ihre seelsorgerische Arbeit als schwierig?

Das würde ich nicht sagen. Ich bin im Nahen Osten geboren. Die Verhältnisse sind Normalität für uns. Man sagt manchmal zu mir: „O, ihr habt es so schwer ...“ Ich sehe das nicht so. Im Gegenteil, ob ich hier in Deutschland zurechtkäme, weiß ich nicht. Es kommt darauf an, wo man geboren ist, wie man aufgewachsen ist, was man als Normalität erlebt. Natürlich ist nicht alles leicht, besonders jetzt in Beirut. Aber dann frage ich mich: Möchtest du jetzt lieber in Syrien sein oder in Beirut? Und dann



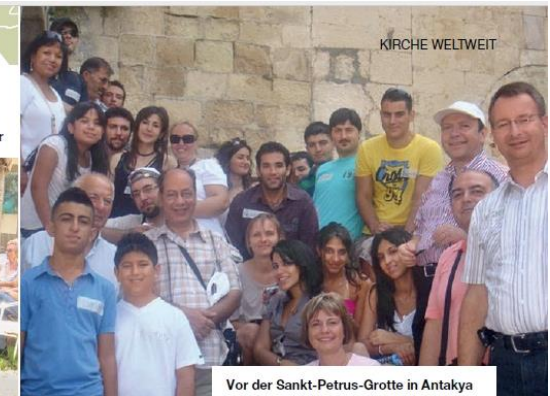
Jugendtreffen mit Apostel Jens Lindemann (2. v. l.) in Antakya (Türkei)



Am Sonntag, 29. Mai spendete Apostel Jens Lindemann in der Gemeinde Beirut der Tochter des Vorstehers den Segen zur Konfirmation. Es war die erste Konfirmation seit vielen Jahren im Libanon



Zusammensein nach einem Gottesdienst in Limassol (Zypern); Tisch vorne 2. v. l. Bezirksapostel Klaus Saur



KIRCHE WELTWEIT

Vor der Sankt-Petrus-Grotte in Antakya (Türkei); rechts Apostel Jens Lindemann, 2. v. r. (hinten) Bischof Aramik Fesdjian

bin ich zufrieden und dankbar. Man erlebt auch sehr oft Gottes Hilfe und den Engelschutz. Leider ist es uns gar nicht richtig bewusst, wie häufig das der Fall ist.

Erinnern Sie sich an besonders gefährliche Situationen? Wie erlebt man da die Hilfe Gottes?

Ja, da sind manche Dinge passiert. Zum Beispiel einmal im Libanon 1982, kurz vor dem Israel-Libanon-Krieg. Da sind bewaffnete Männer in die Kirche in Beirut eingedrungen. Es war eine total chaotische Zeit damals in Beirut. Jeder konnte machen, was er wollte. Es gab fast keinen Staat, keine Polizei. Wie wir später herausgefunden haben, wollten diese Männer unsere Autos stehlen und uns dann umbringen. Die Autos haben sie gestohlen, aber uns haben sie nichts getan.

Was ich sehr oft erlebe und auch von Geschwistern höre, das ist die Form der göttlichen Hilfe, die sich auf der emotionalen Ebene abspielt. Ein Beispiel: 2006 gab es einen Krieg. Es ist furchtbar, wenn Flugzeuge ihre Bomben abwerfen. Eine Schwester sagte zu mir: „Es war schrecklich, aber ich hatte trotzdem eine innere Ruhe.“ Sie war sicher, dass diese innere Ruhe auf die vielen Gebete für die Geschwister im Land zurückzuführen war. Ich glaube, die meiste Hilfe erleben wir auf der emotionalen Ebene. Wenn man in einer sehr gefährlichen Situation ruhig ist, nicht in Panik gerät, dann ist das schon Hilfe von oben. Die Hilfe besteht nicht darin, vor jeder Gefahr sicher zu sein – dann wäre wohl jeder neupostolisch oder ein Christ.

Welchen Status hat unsere Kirche in den Ländern Ihres Arbeitsbereichs? Sind wir überall offiziell anerkannt?

Mit Ausnahme von Ägypten haben wir überall einen offiziellen Status, allerdings nicht unbedingt als Kirche. In der Türkei zum Beispiel sind wir als „New Apostolic Foundation“ zugelassen, also als Stiftung, im Libanon als „Liga der Mitglieder der Neupostolischen Kirche in Libanon“. Als Kirche werden wir dort nicht zugelassen, denn sonst hätten wir das Recht auf einen Sitz im Parlament.

Christen können also in diesen Ländern ungehindert ihres Glaubens leben, ohne Angst vor Repressionen oder Übergriffen?

Ja, zurzeit ist es so. In Kairo waren wir eine Zeit lang vorsichtig, haben uns zum Beispiel nach dem Gottesdienst nicht draußen aufgehalten, sondern sind im Kirchenlokal geblieben und danach sofort alle nach Hause gegangen. Aber das ist vorbei. In den anderen Ländern habe ich noch nie Probleme wahrgenommen. Im Libanon sind sogar in der Verfassung Rechte für Christen festgelegt, zum Beispiel muss der Präsident Christ sein. Der Ministerpräsident muss Moslem sein, der Chefkommandant der Armee wiederum Christ. Man fühlt sich als Christ keinesfalls diskriminiert.

Die Länder, in denen Sie tätig sind, liegen alle am Mittelmeer, aber auf drei verschiedenen Kontinenten. Gibt es große Unterschiede, zum Beispiel in der Mentalität?

Ja, jedes der Länder ist anders. Es gibt Unterschiede darin, wie man lebt, wie man sich benimmt. Im Libanon gibt es bestimmte Dinge, die sehr wichtig sind, wenn man höflich sein will. Dieselben Dinge sind in Zypern überhaupt nicht wichtig. Es gibt schon viele kulturelle Unterschiede.

Fällt Ihnen ein Beispiel ein, was man in diesen Ländern falsch machen könnte?

Zum Beispiel ist es auf Zypern üblich, dass die Geschwister nach dem Gottesdienst noch zusammenbleiben zu einem gemeinsamen Imbiss. Daran nehmen manchmal auch Touristen teil. Manche fragen, bevor sie gehen, was sie für das Essen bezahlen sollen. Ich weiß, das ist aus deutscher Sicht gut gemeint, aber dort empfindet man das fast als eine Kränkung.

Wie stark wirkt sich die Flüchtlingssituation in den betroffenen Ländern auf unsere Kirche aus?

Für den Libanon sind die Flüchtlinge insgesamt eine große Belastung. Das Land hat ungefähr fünf Millionen Einwohner und jetzt leben hier eine Million Flüchtlinge. Das belastet das ganze Land und seine Ressourcen extrem: Wasser, Strom, Telefon, den Arbeitsmarkt, alles. Aber so

ist die Situation, was soll man machen? Wenn beide Seiten Ansprüche zurücknehmen, Kompromisse finden, dann kann man miteinander leben.

Haben Sie einen besonderen Leitsatz, ein Lebensmotto?

Ich denke, man soll immer sehen, was man mit dem anderen gemeinsam hat, und nicht, was die Unterschiede sind. Man soll auf das Verbindende bauen, nicht auf das Trennende. Das erleben wir in schöner Weise im Libanon. Die Kirchen in Beirut haben sehr gute Beziehungen miteinander, wir unterstützen uns gegenseitig – wir sehen uns als Teile einer christlichen Familie. Wenn wir zueinander kommen mit dem, was wir gemeinsam haben, macht das die Beziehung viel schöner, als wenn wir die Unterschiede betonen würden. Auf Zypern und in Griechenland entwickelt es sich langsam auch in diese Richtung.

Gibt es Parallelen zu den ökumenischen Aktivitäten bei uns?

Nein, das ist etwas ganz anderes. Als Christ fühlt man sich in einem islamisch geprägten Umfeld mit den anderen Christen eng verbunden. Während des Krieges gab es in Beirut eine Grenze, deren Übergang abends um sechs Uhr geschlossen wurde. Wenn ich zur Grenze kam und auf der anderen Seite die Kreuze auf den Kirchen gesehen habe, war das so beruhigend für mich, da fühlte ich mich zu Hause. Ich freue mich auch sehr, wenn ich hier in die Kirche komme und ein schönes großes Kreuz sehe. Das macht mich sehr glücklich, denn das ist das wichtigste Symbol des Christentums.

Das Interview führten Monika Basche und Danièle Idler

Fotografieren